

MARKUS MÖLLER

RONALD PROKEIN

VERLOREN



Für Anita
Für Frank Weymann

INHALT

Einleitung

Russland

Mongolei

Russland II

Auf See

Japan

Sri Lanka

Brunei

Sri Lanka II

Brunei II

Sri Lanka III

Brunei III

Sri Lanka IV

Brunei IV

Sri Lanka V

Pakistan

China

Kasachstan

In der Luft

Deutschland

Danksagung

Statistik

Eine Aktion lebt weiter

EINLEITUNG

Unser Freund Frank Weymann sagte zu unserer Blitzidee, schnell mal mit dem Auto nach Brunei zu fahren: »Ich werde euch nicht davon abraten. Ihr müßt selbst eure Erfahrungen machen und daraus lernen.« Wir lernten eine Menge auf dieser Reise, und Erfahrungen gewannen wir auch.

Sie als Leser werden bald wissen, daß es meist schlechte waren. Aber: »Nichts ist so schlecht, als daß es nicht ebenso sein Gutes hat.« Auch das war ein Lieblingssatz unseres Freundes. Und wieder behielt er recht. Ohne die Hilfe fremder Menschen hätten wir nicht überlebt. Ohne die Erfahrung, monatelang ausgegrenzt zu sein – hätten wir da verstanden, wie sich Menschen, die das Tag für Tag durchleben, fühlen? Und ohne die vielen Fehler, die wir gemacht haben – wie sollten wir begreifen, wie man, nicht nur solch eine Tour, besser macht?

Unsere Geschichte beginnt eigentlich lange vor dieser Reise, kurz nachdem wir die Welt auf Fahrrädern umrundet hatten. Das war 1994, und wir durchfuhren damals Polen, Rußland, die Mongolei, China, Kanada, die USA und Europa in fünf Monaten. Da wir deswegen ins Guinness-Buch der Rekorde aufgenommen wurden, dachten wir, etwas Besonderes geleistet zu haben. Etwas, das nach Größerem ruft, vor allem in einem selbst.

Bald waren wir uns sicher, was als nächstes folgen sollte: Eine Reise quer durch Europa und Afrika. Vom Nordkap in Norwegen, bis zum Kap der Guten Hoffnung in Südafrika. Und gute Hoffnung, die brauchten wir wohl wirklich. 20 000 Kilometer, über 30 Länder, fast ein ganzes Jahr lang zu Fuß, manchmal auch trampend unterwegs sein. Nebenbei den Kilimandscharo erklimmen und die Straße von Gibraltar

durchschwimmen. Das Ganze, selbstverständlich, ohne Geld. Irgendwie und irgendwo mal unterwegs arbeiten. Dschungel und Wüste schreckten uns ebensowenig wie die Möglichkeit, auf der Reise verloren zu gehen. Wir glaubten nach der Fahrradtour, so einen eisernen Willen zu haben, daß sich selbst das Unglück vor uns erschrecken müßte: Afrika, wir kommen!

Doch eine Tour wie diese mußte geplant sein, war teuer. Wir brauchten eine gute Ausrüstung, denn eines war auch uns Übermütigen klar: Die besten Vorsätze schützen nicht vor Kälte, Hitze, Regen, Spinnen, Löwen ... Erst recht nicht vor Leichtsinn.

Außerdem benötigten wir Sondergenehmigungen von den jeweiligen Botschaften. Und Sponsoren mußten her. Doch diesmal war es anders als bei der Vorbereitung der Weltumradlung. Manche der Firmen, die uns damals Unterstützung gaben, klagten plötzlich, sie würden vielleicht bald pleite sein. Andere wiederum, sie hätten keine Werbung nötig. Man kenne sie ja sowieso. Es war wie verhext. Langsam begannen wir an unseren Gedankenflügen zu zweifeln. Das einzige, was wir uns bisher besorgt hatten, war eine einjährige Schäferhündin, die uns in Afrika beschützen sollte.

Eines Nachmittags im Januar 1996 saßen wir, wie so oft, mit Frank Weymann zusammen und stöhnten ihm vor, wie gemein die Firmen zu uns wären. Da stand plötzlich Lutz, ein Freund von ihm, in der Tür. Und mit diesem jungen Arzt aus der Aids-Hilfe Rostock kam ein Gedanke ins Wohnzimmer, der uns eine andere Sicht auf die Reise schenkte.

»Habt ihr schon von Kindern mit Aids gehört?« fragte er uns.

»In Deutschland leben etwa fünfhundert. Wie viele gibt es erst in Afrika, von denen wir noch weniger wissen? Wenn ihr schon da hinfahrt ...«

In den folgenden Tagen – wir beschäftigten uns mit der Thematik Aids – wurde uns klar, daß wir diese Tour nicht nur

für uns machen durften. Eine Idee nahm Gestalt an ...

Anfang Februar lud uns die Kinder-Aids-Hilfe Düsseldorf in ihre Stadt ein, um ein HIV-infiziertes Kind kennenzulernen. Unser Thema erfordere persönlichen Kontakt zu Betroffenen, meinte der Verein. Marita, eine Mitarbeiterin dieser Organisation, stellte uns in der dortigen Kinderklinik ein vierjähriges Mädchen und dessen ebenfalls infizierte Mutter vor. Als wir das Krankenzimmer betraten, saßen beide auf dem Bettrand und aßen Pizza.

»Wie heißt du denn?« fragten wir das Kind und streichelten ihm über das schwarzgelockte Haar. Neugierige, dunkle Augen blitzten uns an.

»Anita«, erwiderte die Kleine und piekte uns ihre ketchupbeschniemen Finger in die Bäuche. »Ihr seid aber zwei Riesen. So groß will ich auch mal werden.«

Wir stellten sie uns als fast zwei Meter großes Mädchen vor und schmunzelten. Daß dieses quirlige Bündel todkrank sein sollte, konnten wir gar nicht glauben. Auch der jungen Mutter sahen wir nicht die Krankheit, dafür aber die Sorgen an. Ein paar gute Freunde hätten ihr sicher gut getan.

Später erzählte sie uns von ihrem nigerianischen Mann, der sie und ihre Tochter hätte sitzenlassen. Sie wüßte nicht, wo er nun wäre. Er hätte seine Krankheit verschwiegen und sie angesteckt, obwohl er mit ihr eine gemeinsame Zukunft aufbauen wollte. Anitas Mutter zog die Stirn kraus.

»Embryos haben kaum eine Chance, dem Virus zu entgehen. Hätte ich nur gewußt, was ich außer meinem Baby noch in mir trug. Ich war wohl sehr naiv.« Sie senkte den Kopf, und wir wußten nichts zu sagen.

Die kleine Anita hatte derweil etwas anderes ausgekundschaftet: den Einschaltknopf für ein Videospiel. Dschungelgeräusche und lautes Quaken erfüllten das kahle, sterile Klinikzimmer. Und dann hüpfen auf dem Bildschirm Frösche durch einen Urwald.

»Das sind meine Lieblingstiere«, rief uns Anita begeistert zu. Erst später, kurz vor dem Aufbruch nach Brunei, sollten

wir uns wieder daran erinnern.

In das unbesorgte Kinderlachen mischten sich die Worte der Mutter. Sie wußte, was wir vorhatten und auch, daß wir nicht zufällig bei ihr waren.

»Die Ärzte geben ihr nur noch ein Jahr«, flüsterte die sympathische Frau und schaute Anita verträumt beim Spielen zu.

»Meine süße Kleine«, schwärmte sie und stupste ihre Tochter an. »Könnt ihr verstehen, warum man sie nicht im Kindergarten haben will? Dieses Ausgegrenztsein ist genau so schlimm wie die Krankheit selbst.«

Noch wußten wir nicht, daß wir so etwas, wenn auch auf ganz andere Weise, bald selbst erfahren sollten.

Wir waren nervös. Der Februar ging dem Ende zu, und wir hatten, obwohl wir im April nach Afrika aufbrechen wollten, noch keine einzige Sponsorenmark zusammen. Beim Blättern in einer Zeitschrift entdeckten wir unter der Rubrik »Glanz und Glamour« einen Bericht darüber, was der Sultan von Brunei mit seinem Sparbuch anfang. Er ließ seine Ferraris vergolden, war zu lesen. Für mehrere Millionen Dollar brachte ihm Michael Jackson zum Tee ein Ständchen. »Was soll sich dieser Mann noch kaufen?« war die Überschrift des Artikels. Dazu fiel uns vorerst nichts ein. Mehr aus Jux, als hätte es uns hören können, schlugen wir dem mattglänzenden Sultansabbild vor, sich unsere Reise zu kaufen. Was kümmerten einen Milliardär ein paar Tausender? Wir steigerten uns in diese Vorstellung hinein, und aus dem Spaß sollte erst eine verrückte Idee und bald eine Katastrophe werden.

›Was kann schon schiefgehen?‹ überlegten wir. Ein Flug kam nicht in Frage. Wir wollten mit dem Auto nach Brunei aufbrechen, sozusagen nonstop, und um Unterstützung für unsere Afrikatour bitten. Der Staatsmann sollte wenigstens ein bißchen staunen, bevor er sein Portemonnaie zückte.

In vier, fünf Wochen wollten wir wieder zurück sein und hätten dann vielleicht endlich nach Afrika aufbrechen können. Sollten wir den Sultan doch nicht treffen, hätten wir es wenigstens versucht.

Innerhalb einer Woche sammelten wir für diese Tour dreitausend Mark von Sponsoren zusammen. Bei solch kleinen Sümmchen waren wir auf einmal willkommene Gäste. Wir borgten uns von einem Freund, dessen Vater ein Autohaus besitzt, einen neun Jahre alten Toyota Corolla, liehen uns auch eine teure Videokamera und einen noch wertvolleren Fotoapparat und telefonierten mit den Botschaften, ob es keine Schwierigkeiten in den Ländern geben würde, die wir durchqueren wollten. Wie es aussah, gab es keine. (Wir müssen jedoch zugeben, manchmal nur mit irgendeiner Sekretärin gesprochen zu haben.) Das war unsere Planung für die Reise nach Brunei.

Drei Tage vor der Abfahrt rief uns Anitas Mutter an und lud uns wieder nach Düsseldorf ein. Wir gestanden ihr, daß wir erst eine kurze Erledigungstour machen müßten. Danach aber würden wir die beiden sofort besuchen kommen. Kurzentschlossen versprachen wir ihr, ein Geschenk für Anita aus Brunei mitzubringen.

»Wie wär's mit einem Dschungelfrosch?« posaunten wir ins Telefon, ohne zu ahnen, welche Bedeutung das noch bekommen sollte. Wir hörten Anitas Mutter lachen, das erste Mal, seit wir sie kannten. Im Hintergrund rief Anita: »Jaaa, einen richtigen Frosch!« Später erfuhren wir, daß sie sich die ganze Zeit auf unser Geschenk gefreut hatte.

Am 3. März 1996 brachen wir samt Auto und Hund gen Osten auf, im Kopf die Gewißheit, in einem Monat wieder gesund und erfolgreich mit Geld und Frosch zurückgekehrt zu sein. Es war nicht das letzte Mal, daß wir uns täuschten, und zwar gründlich ...

RUSSLAND

1

Wie hätte es besser laufen können? Der Schneesturm war vorüber. Die Sonne schien. Aus den Lüftungsschlitzen der Armaturen blies heiße Luft. Das Außenthermometer zeigte minus zwölf Grad an. Im Kofferraum befand sich der Inhalt zweier Einkaufswagen: Würstchen, Joghurt, Gutsleberwurst, eingeschweißte Brötchen und reifer Gouda. Das sollte für die Reise reichen. Von der Heimat waren wir erst vor gut hundert Stunden aufgebrochen, aber schon über fünftausend Kilometer entfernt.

Ufa lag hinter uns, Tscheljabinsk und Omsk. Seit Tagen hakten wir die weit auseinanderliegenden Millionenstädte wie auf einer Rallye ab. Wir fuhren Tag und Nacht. In vier, fünf Wochen wollten wir wieder in Rostock sein.

Markus drehte die Musik lauter. Fröhlich sangen wir den englischen Text dazu. Wir fühlten uns frei und sorglos, als wäre dies nur ein Urlaub. Alles schien so zu laufen, wie wir es wollten.

Mein Freund wurde müde. Seit acht Stunden saß er hinterm Steuer. Nun war ich an der Reihe. Die Straße gehörte mir. Ich gab Gas. Das Tacho zeigte auf siebzig Stundenkilometer. Ich kam mir vor wie Michael Schumacher. Fand es beeindruckend, schnell über die schneebedeckte Piste zu flitzen, die wir zwei Jahre zuvor auf der Fahrradreise verflucht hatten. Damals bestand der Weg aus Schlamm, wir kamen langsamer voran als Fußgänger, stürzten oft. Nun aber hatten wir ein Auto. Einen Diesel, ausreichend schnell. Die rote Tachonadel stieg auf achtzig. Winterreifen

erschieden uns für den März nicht mehr notwendig. Bis zu diesem Tag.

Mein Blick fiel auf Markus. Sein Brustkorb bewegte sich gleichmäßig. Er schlief. Ich schaute wieder auf die Piste, die nun dem Dach eines Eisenbahnwaggon's glich, denn sie fiel nach links und rechts ab. Plötzlich schlitterte der Wagen auf eine Schneewehe zu. Ich lenkte leicht gegen. Doch das Auto machte, was es wollte ...

Ich kenne bessere Momente, aus einem Traum zu erwachen. Zuerst dachte ich: ›Ronald macht sich einen Spaß.« Dann schleuderten wir auf einen Abhang zu. Ich krallte mich irgendwo fest, war hellwach. Die Bäume drehten sich. ›Hier krepierst du!« schoß es mir durch den Kopf. Es knirschte, als rülpe ein Riese. Hundejaulen. Ein Ruck ... Wir brauchten eine Weile, um zu begreifen, daß die Bäume richtigerum standen - und die Schmerzen ausblieben. Ronald und ich starrten uns an, drehten uns um. Gina, unsere Hündin, zitterte. Ihr Junges quiekte.

Mit fahrigten Händen lösten wir die Gurte. Dann stießen wir mit den Füßen die Türen auf, krochen aus dem Auto und standen knietief im Schnee. Ronald ließ sich fallen und starrte in den stahlblauen Himmel. Stille umgab uns.

Vom Abhang zog sich eine lange, plattgewalzte Spur durch den tiefen Schnee zu uns herab. Um uns herum sah es aus wie nach einer Bombenexplosion. Der Rest der Landschaft aber lag unberührt, ja, friedlich da.

Langsam wurde uns klar, daß unser Unfall den sibirischen Tagesablauf nicht gestört hatte. Anders sah es in uns aus. Vergessen war die Diskomusik. Wir freuten uns über unser nacktes Leben. Wie nah war uns plötzlich der Tod gewesen. Fast schnupperten wir ihn noch.

An diesem Tag - das wurde uns erst später bewußt - hatte sich die heile, normale Welt von uns verabschiedet.

Als wir Motorlärm hörten, blickten wir hinauf zur Piste, auf der ein grauer LKW mit einem Stahlcontainer auf der Ladefläche angefahren kam. Der Fahrer hielt und stieg aus.

»Bleibt, wo ihr seid!« hörten wir seine rauhe Stimme vom Abhang her. Der Mann war klein und untersetzt und trug trotz der Kälte ein T-Shirt. Seine Beine steckten in schwarzen »Adidas«-Trainingshosen. Wir sahen, wie er zurück ins Fahrerhaus des KAMAS kletterte und ein dickes Seil hervorholte. Dann zog er sich einen Pullover über und rutschte durch den niedergewalzten Schnee zu uns herunter.

»Seid ihr gesund?« fragte er, als er vor uns stand. Der Mann war gebräunt, sah südländisch aus. Auf Wangen und Kinn sprossen dichte Bartstoppeln. Er schaute uns mit übermüdeten Augen an, als blende ihn die Sonne, obwohl sie hinter ihm stand. Er hielt uns seine rissige, ölverschmierte Hand entgegen.

»Anatoli«, sagte er und zeigte mit der anderen auf sich. »Ich hole euch hier raus.« Er begutachtete eine Weile unser Auto. Auch wir sahen es uns näher an. Türen und Dach wirkten, als hätte man ihnen kräftige Fußritze verpaßt. Ansonsten aber schien der Wagen in Ordnung zu sein. Selbst der Motor brummelte noch mit vertrautem Geräusch. Auch die Scheiben waren heil geblieben. Dahinter hockte Gina. Sie schaute uns ängstlich an, jaulte aber nicht mehr, schien keine Schmerzen zu haben.

Anatoli zögerte nicht lange und versuchte, das mitgebrachte Seil an einer Öse des Wagenunterbodens zu befestigen. Doch sie war zu schmal. Also legte er das Seil zu einer Schlaufe und steckte einen Montierhebel, den er in unserem Werkzeugkasten gefunden hatte, durch die Öse. Dann verband er beides miteinander. Er arbeitete ohne Handschuhe, krepelte bei dieser Kälte sogar noch die Ärmel hoch. »Typisch die Russen«, dachte ich und erinnerte mich an zwei Kraftfahrer, die in der vorherigen Nacht – auch ohne Handschuhe – an einer Tankstelle das Getriebe ihres

Lasters auseinandernahmen, während uns beim Tanken der Rotz in der Nase gefror. Ein Polizist aus Kasan hatte uns gesagt: »Was für einen Deutschen den Tod bedeutet, ist für den Russen gesund.«

Inzwischen hielten ein zweiter und dritter LKW, und es dauerte nicht lange, da umlagerten uns an die zehn Männer, um zu helfen. Die Bergung lief so gezielt ab, als hätten sich die Männer miteinander abgesprochen. Einer von ihnen - er ähnelte dem italienischen Schauspieler Adriano Celentano und trug ein kariertes, kurzärmeliges Hemd - schob uns zum Kofferraum. Während er sich über seine stark behaarten Unterarme strich, forderte er uns auf, das Gepäck aus dem Auto zu räumen, um es zum Hochschleppen von unnötigem Gewicht zu befreien. Eifrig befolgten wir seine Weisung.

Von der Piste her heulte ein Motor auf. Kurz darauf ging ein Ruck durch unseren Wagen. Ronald sprang ans Steuer, um die Räder zu dirigieren. Ich stand hilflos da, rannte dann die Böschung hinauf, um zu sehen, was ich tun könnte. Doch die Männer hatten sich die Arbeit schon untereinander aufgeteilt. Ich stand als Zuschauer daneben, streifte die Handschuhe ab und hielt meine Hände von den Hosentaschen fern, um wenigstens so auszusehen, als könnte ich jederzeit zugreifen. Lieber ertrug ich den Frost, der wie spitze Klammern in der Haut zwickte, als nutzlos zu scheinen. Der Boden unter meinen Füßen war glatt wie eine Eislaufbahn. Selbst der bullige LKW rutschte etwas, während er unser Auto den Abhang hinaufzog. Kein Wunder, daß wir mit unseren Sommerreifen dort unten gelandet waren.

Als die Arbeit getan war und der Toyota mitsamt dem Gepäck wieder auf der Straße stand, wollten die Männer weiterfahren, ohne einen Dank abzuwarten. Hektisch kramten wir in unseren Taschen nach einem Geschenk. In einem Rucksack fanden wir ein paar versilberte Münzen, die uns der Rostocker Oberbürgermeister vor der Abfahrt für den, wie er sagte, »Fall der Fälle« mitgegeben hatte. Damals

wußten wir nicht recht, was er damit meinte, aber wenn dies nicht solch ein Fall war, welcher dann?

Die Männer winkten ab, nur drei von ihnen bedienten sich zögerlich.

»Ihr Russen seid toll«, sagte ich, und Ronald nickte.

»Russen?« empörte sich Anatoli, der Untersetzte. »Ich bin Georgier!« Stolz hob er seinen Zeigefinger, um sich verstanden zu wissen. Wir liefen rot an, hatten die kleine Flagge auf dem LKW-Nummernschild übersehen.

Später im Auto, als Markus fuhr, hatten wir beide Angst, uns erneut zu überschlagen. So stand die Tachonadel vorerst auf »Vierzig«. Freuten wir uns vor dem Unfall über jeden tausendsten Kilometer, so waren wir jetzt glücklich, daß es überhaupt weiterging.

Wir schwiegen. Ich blickte zu den Wäldern, an denen wir langsam vorbeizogen, und erst jetzt wurde mir bewußt, daß der Unfall meine Schuld gewesen war, ich uns unnötig in Lebensgefahr gebracht hatte.

Wie hatte ich das Autofahren geliebt! Hinter dem Steuer zu sitzen und den Motor auszureizen. Ich dachte an eine Zeit zurück, in der ich einen eigenen Wagen besaß, einen Volvo Turbo mit 120 Pferdestärken. Vier Jahre war das her ... Zweimal die Woche raste ich von Rostock nach Eckernförde und zurück. Nachts, wenn die Straßen leer waren, gehörte der Asphalt mir. Damals diente ich bei der Bundeswehr und wurde zum Waffentaucher ausgebildet. Das Training war hart und voller Action. So wie mein Fahrstil. Manchmal fegte ich mit 180 Stundenkilometern die Alleen entlang, bremste noch nicht einmal in Ortschaften und überholte die »lahmen Spießer«, wie ich sie damals nannte, trotz doppelten Trennstreifens auf der Fahrbahn. Anhalter, die ich mitnahm, änderten nach ein paar Kilometern mit mir auf einmal ihr Fahrtziel und wollten nichts wie raus aus meinem Wagen.

Erst jetzt, hier in Sibirien, begriff ich, wie leichtfertig ich mit meinem und anderer Leute Leben umgegangen war,

und ich fragte mich: »War ich wahnsinnig?« Zwar spielten nachts keine Kinder am Straßenrand, doch manchmal sah ich Angetrunkene in den Ortschaften. Abgesehen davon, daß ich den Tod herausgefordert hatte, mußte ich in dieser Zeit über sechstausend Mark Bußgeld zahlen. Ich lieferte mir sogar Verfolgungsjagden mit der Polizei. Die dachte, wenn sie mich erwischt hatte, ich stände unter Drogen. Ich hätte in den Knast gehört!

Damals hatte ich keine eigene Wohnung, lebte bei meinen Eltern im ehemaligen Kinderzimmer. Wenn ich am Wochenende nach Hause kam, saß mein Vater im Wohnzimmeressel, blätterte in der Regionalzeitung und ließ nebenbei den Fernseher mit den Nachrichten laufen. Es wurde über Firmen berichtet, die pleite gegangen waren. Auf der Titelseite der Gazette, die das Gesicht meines Vaters beim Lesen verdeckte, stand in schwarzen Lettern: »Arbeitsplatzabbau in Deutschland.«

»Bleib bei der Bundeswehr«, sagte man mir, als ich noch in der Grundausbildung diente. »Da kannst du deine Eier schaukeln, und niemand wirft dich raus.« Das klang gut, doch faulenzten wollte ich nicht. Mein Vater war ein fleißiger Kerl und deswegen mein Vorbild. Aber wie er auf den Bau gehen, den Kran führen, tagaus, tagein? Wenn ich Vater im Sessel sitzen sah, wie er gereizt die Zeitung zusammenfaltete, sich mit der blassen Hand durch die angegrauten Locken strich und über seine Firma schimpfte, die wieder Leute entlassen hatte, dann wußte ich: So ein Leben will ich nicht führen. Dann war ich froh, Waffentaucher zu werden. Ich dachte, ich könnte mich dadurch weit genug von dieser tristen Welt entfernen, in der mein Vater lebte. Ein Job, der Nervenkitzel bereitet, erschien mir damals wie eine Pille gegen die Monotonie des Alltags.

Meine Erinnerungen drehten sich um das Kinderzimmer, das ich bewohnte. Ein kleiner, enger Raum mit einem Schrank, einem Aquarium und einem Bett. Auf ihm träumte ich bei Hitparadenmusik von einer eigenen

Dachgeschoßwohnung mit Ausblick auf ein weites, grünes Feld und von einem Mädchen im Arm. Anstatt seiner weckte mich die grelle Summe meiner Mutter, wenn sie von der Arbeit kam. Sie arbeitete als Krankenpflegerin und hatte den entsprechenden Ordnungssinn, der sie darüber schimpfen ließ, daß ich meine Jeans und T-Shirts auf dem Teppich verstreut hatte.

»Räum endlich auf, Bengel!« rief sie, doch im selben Moment tat sie es schon selbst. Derweil drehte ich die Musik lauter, träumte weiter, flüchtete.

Das Kasernenleben bot mir kaum Freiraum. Das würde sich ändern, glaubte ich, läge die Ausbildung hinter mir. Ich hauste dort mit sechs Mann in einem Raum von vier mal vier Metern, roch den Schweiß der anderen, hörte sie über Bier und Weiber reden, mußte ihr Schnarchen ertragen. Mir blieb damals nur die Straße, um mich auszutoben ...

Ein Zitat geisterte mir durch den Kopf: »Wer die Menschen kennenlernen möchte, der studiere ihre Ausflüchte.« Wie würde man mich einschätzen? Leichtsinnig? Verantwortungslos? Es war an der Zeit, erwachsen zu werden.

So grübelte ich, schaute auf die schneebedeckte, unberührte Natur und glitt in den Schlaf.

2

Eigentlich hatten wir schon vor der Fahrt ein Problem. Genauer gesagt, einen Tag davor. Wir konnten kaum glauben, was unser Tierarzt damals sagte: »Eure Hündin ist trächtig.« Nicht mehr lange, dann sollte sie werfen. Deswegen also hatte der Bauer aus Ahlbeck das Tier loswerden wollen. Niemand von unseren Verwandten und Freunden konnte sich während unserer Abwesenheit um Gina kümmern. Uns blieb nichts anderes übrig, als sie mitzunehmen.

Ronald schlief. Ich schaute in den Rückspiegel, sah Gina. Sie leckte über das schwarze Fell ihres Welpen. Einen Tag zuvor hatte sie acht davon geboren ... Die Nacht, in der wir zu Mördern wurden, war eisig. Das Thermometer wies minus zwanzig Grad aus. Wir fuhren dem Ural entgegen. Die Straßen - leer. Gina drehte sich auf dem Rücksitz im Kreis und jaulte. Ihre Zitzen waren geschwollen. Es roch nach Schleim und Blut. Auf einmal hielt sie ein schwarzes, quiekendes Etwas im Maul.

»Laß es nur eins sein«, flehten wir kindisch, schauten über unsere Schultern, dann wieder auf den dunklen Asphalt vor uns, der das Scheinwerferlicht aufzog. Panik beschlich uns, als Gina ein zweites Junges gebar. Bald waren es drei, dann vier. Unsere Herzen pochten, wir erinnerten uns an die Worte des Tierarztes: »Wenn ihr euch nicht als Schänder von den Welpen verabschieden wollt, habt ihr vier Stunden, mehr nicht. Danach beginnen ihre Nerven zu arbeiten.« Mir war klar: Ich kann ihnen nichts antun. Schon in der Schulzeit überkam mich Zorn, wenn jemand absichtlich eine Ameise zertrat. Ich war dazu erzogen worden, Tiere wie Menschen zu lieben ... Einer meiner Mitschüler wollte mich ärgern. Er setzte eine Spinne auf sein Käsebrod und verschlang es samt Tier. Voller Entrüstung schubste ich ihn ins Gebüsch. Einige Jungs aus meinem Wohnort hatten an meiner Tierliebe ihren Spaß. Sie ließen für mich Katzen am Schwanz baumeln, hingen Frösche mit einer Schnur um die Beine am Baum auf, steckten Meerschweinchen in die Wäscheschleuder. Ich heulte und fluchte, wenn ich Zeuge solcher Taten wurde. Die Jungs indes weideten sich am Leid der Tiere - und an mir. Vielleicht, hätte ich nicht so gejammert, wäre manches Tier am Leben geblieben ...

Mittlerweile wärmten sich acht Welpen an Ginas Bauch. Wir mußten uns entscheiden: Entweder, wir behielten alle oder ... Im Auto war es eng. Und was würden die Grenzbeamten von den Tieren halten?

Wir bremsten, lenkten das Auto an den Straßenrand. Schnee knirschte unter den Reifen. Ich bat Ronald, die Axt zu nehmen. Er nickte kurz. Wie in Zeitlupe entstieg er dem Wagen, öffnete die Fondtür.

»Komm nur, Ginamäuschen, komm«, säuselte er hinterhältig. Die Hündin reagierte nicht. Wir wollten die Sache schon abblasen, da fiel uns Ginas Vorliebe für Würstchen ein. Ronald holte eine Dose aus dem Kofferraum, stach sie mit dem Taschenmesser auf, ließ Gina daran schnüffeln, sagte: »Fein, gibt Leckerlis« und lockte sie damit tatsächlich aus dem Wagen.

Die Tür fiel ins Schloß, ich war allein. Fast. In der rechten Hand hielt ich einen leeren Hundefutterbeutel. Mit der linken griff ich in den warmen, glitschigen Haufen. Die Welpen wanden sich zwischen meinen Fingern wie aufziehbare Püppchen, denen der Strom ausgeht. Ich fühlte ihr Herz schlagen. Eines nach dem anderen setzte ich in den Beutel, ergriff dann das vorletzte. Es quiekte so laut, daß ich es wieder ablegte. Statt dessen nahm ich das Junge, das ohne das Quieken des anderen überlebt hätte. Ich schloß die Tüte, entstieg dem Wagen wie ein Dieb und reichte den Beutel Ronald. Er ließ Gina zurück ins Auto springen, dann holte er die Axt aus dem Kofferraum und schleppte sich mit der Tüte über den Schnee. Er blieb stehen, setzte sie ab, hob die Axt.

Aus der Ferne hörte ich das Quieken der Welpen. Ich drehte mich weg, besah meine Schuhspitzen. Meine Zähne klapperten – nicht nur wegen der bitterlichen Kälte. Wie verlogen ich war! Nicht erst in diesen Minuten, sondern schon lange. Ich heuchelte Mitleid mit Tieren, dabei sah ich nur weg, war noch nicht mal Vegetarier, aß gern ein saftiges Steak und schnallte mir einen Ledergürtel um. In dieser sibirischen Nacht, furchtbar kalt und trostlos, wurde mir klar: Ich war nicht besser als der Täter. Das leise Quieken war verstummt. Hinter mir hörte ich Ronald atmen. Kreidebleich und scheinbar magerer als vor Minuten, stand er da. Dann

warf er angewidert die Axt in den Kofferraum. Hatten wir je so lange geschwiegen ..?

Im Rückspiegel sah ich Gina. Es schien, als kannte sie meine Gedanken.

3

Ich erwachte durch einen lauten Knall und saß kerzengerade auf dem Sitz. Markus beugte sich, wie fast blind, über das Lenkrad, umkrallte es mit den Fingern und steuerte so den Wagen über die holprige Piste.

»Was war das?« erkundigte ich mich mit belegter Stimme.

»Nichts«, antwortete Markus und schaute hektisch zu mir. Dann klebte sein Blick wieder auf der Straße. Ich gab mich mit seiner Antwort zufrieden. Ein Fehler, wie sich noch herausstellen sollte.

Noch immer traute sich Markus nicht mehr als vierzig Stundenkilometer zu. Hätte ich nach dem Unfall weiterfahren müssen, ich wäre gewiß noch langsamer gewesen. Ich bangte, die Augen zu schließen. Erst der Überschlag, dann dieser Knall ... An einen ruhigen Schlaf war nicht zu denken.

Die Nacht war hereingebrochen. Am Himmel hing ein käsegelber Vollmond, ich entdeckte den Polarstern. Markus, übermüdet, bremste vorsichtig. Zeit für einen Fahrerwechsel. Zunächst aber kümmerten wir uns um Gina. Seit anderthalb Tagen hatte sie weder gefressen noch etwas ausgeschieden. Was hatten wir ihr angetan?

Wir öffneten die Fondtür und vermochten Gina nicht in die Augen zu sehen. Der »Leckerlitrick« ließ sie unbeeindruckt. In einem Buch hatte ich gelesen, eine Hündin reagiere nach dem Werfen seltsam. »Erst recht«, überlegte ich, »wenn der Wurf auf einmal verschwunden ist.«

Ich übernahm das Steuer. Obwohl mein letztes Gasgeben erst fünf Stunden zurücklag, schien es mir, ich müßte die

Armaturen und Schalter neu studieren. Nach den ersten Kilometern konnte ich wieder gleichmäßiger atmen. Markus schlief nicht, fürchtete sich offenbar, abermals »wachgeschleudert« zu werden. Erst Stunden später fielen ihm die Augen zu.

Die knochenharte Piste kam mir selbst in dieser Dunkelheit bekannt vor. Hatten wir damals, auf unserer Radreise, doch jeden Stein wie einen Tritt in den Hintern gespürt. Nun machten sich die Brocken am Unterboden des Wagens zu schaffen.

Vor mir tauchte ein großer Wegweiser auf, der anzeigte, daß wir nach Nowosibirsk rechts abzubiegen hatten. Vor zwei Jahren hatte es dieses Schild noch nicht gegeben, und wir waren geradeaus gefahren. Handelte es sich etwa um eine asphaltierte Umgehungsstraße? Ich war selig, nicht mehr durchgeschüttelt zu werden und bog ab, ohne auf die Karte zu sehen ...

Wir hielten an einer Tankstelle, die von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde. Ich hatte den Kraftstoff im voraus bezahlt und tankte, während Markus neben mir stand und Gina streichelte. Sie hatte Wasser gelassen und auch etwas getrunken. Er ließ sie zurück ins Auto.

Wir froren erbärmlich, unsere Zähne klapperten. Ich schaute auf die Anzeige der Zapfsäule, deren Abdeckglas zertrümmert war. Vielleicht hatte es jemand eingeschlagen, aus Wut darüber, wie langsam der Kraftstoff von der Säule in den Tank floß. Ich las die Menge an den abgehackt rotierenden Zahlen hinter den Resten der Scheibe ab. Die Zahnräder knackten wie Erdnußflips, die man in der Hand zerquetscht.

Mein Blick fiel auf den Boden. Das war doch nicht möglich: Markus, der in den Sternenhimmel guckte, stand inmitten einer Pfütze aus Öl! Und wie das sie füllende Rinnsal verriet, floß es aus unserem Wagen. Sofort vergaß ich die Zapfpistole, rief Markus zu, was los war, riß die Kofferklappe auf, ergriff die Taschenlampe, stürmte zur Wagenfront, legte

mich in den dieselvekrusteten Schnee und leuchtete den Unterboden des Autos ab. Da, ein pfenniggroßes Loch in der Ölwanne.

»Verdammt!« zischte Markus, der sich neben mich gelegt hatte und nun verzweifelt einen Daumen gegen das Loch preßte.

»Weißt du noch, der Knall vorhin?«

»Klar. Und? Was ist passiert?«

»Da lag ein verfluchtes Stahlrohr auf der Straße!« Ich stöhnte auf, wollte ihm Vorwürfe machen. Doch war ich ein besserer Fahrer? Was wir brauchten, war eine Werkstatt. Wir mußten schnell nach Nowosibirsk.

Wir starteten den Motor. Die Öllampe neben dem Tacho erlosch nicht. Wir holten vier Flaschen Motoröl aus dem Kofferraum und füllten es in die Maschine. Wenn wir bis Nowosibirsk nicht mehr anhielten, könnte es reichen, sprachen wir uns Mut zu. Nur wenn das Auto stand, floß das Öl schnell aus.

Wo aber lag diese Stadt? In den letzten Stunden hatten wir kein Hinweisschild mehr gesehen. Nach unserem Plan hätten wir sie schon längst passiert haben müssen. Markus rannte zur Kassiererin, um den Weg zu erfragen.

Ein weißer Lada bog – offenbar mit Höchstgeschwindigkeit – zur Tankstelle ein. Er drehte Slalomrunden, raste in eine Schneewehe und schleuderte dann neben eine der Zapfsäulen. Lässig entstieg der Fahrer dem Wagen und torkelte zur Tankwärterin. Der Mann qualmte eine Zigarette und zog die Schapka tief in die Stirn. Mein Blick wanderte ungeduldig zu Markus, dann zur Ölpfütze, die immer größer wurde.

Ein helles Lachen lenkte mich ab. Aus dem Lada sprang eine junge Frau. Sie war um die zwanzig und steckte in einem langen, braunen Pelzmantel. Trotz des Wetters trug sie Stöckelschuhe. Sie bewegte sich auf mich zu, achtete auf jeden ihrer Schritte. Als sie lächelnd vor mir stand, kam

Markus zurückgerannt und stocherte aufgeregt mit einem Finger in nördliche Richtung.

»Los!« rief er. »Da geht's lang.« Gerade wollten wir ins Auto springen, als das Fräulein verlegen fragte: »Habt ihr ein Kondom?« Wie ein Schulkind hielt sie eine Hand vor den Mund und kicherte.

Markus startete den Motor, ich stand mit einem Fuß im Wagen und stellte mir das Mädchen in meinen Armen vor, sehnte mich nach Zärtlichkeit. Dann fiel mir ein, daß ich ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, denn mir fehlte, worum sie mich bat.

»Bitte! Heute ist Frauentag.« Sie zeigte auf den Ladefahrer, der gerade versuchte, die Pistole des Benzinschlauchs in den Tank zu stecken, was dem Kampf mit einer Kobra glich. Das Rauchen vergaß er nicht. Übermütig winkte er uns zu. Ich beneidete ihn um das Mädchen. Er hatte jemanden zum Wärmen. Das wahrscheinlich Wichtigste in Sibirien.

Markus ließ ungeduldig den Motor aufheulen. Ich stieg ein, schloß die Tür und kurbelte meine Fensterscheibe herunter. Langsam setzte sich der Wagen auf dem glatten Untergrund in Bewegung.

»Ich will kein Baby!« rief sie mir nach und stand trotzig da, die Arme vor der Brust verschränkt. Markus beschleunigte, ich sah, wie die Frau immer kleiner wurde. Schließlich, als sie nicht mehr zu sehen war, lehnte ich mich in meinem Sitz zurück und schloß das Fenster. Ich glitt in einen Traum, sah sie mit acht Babies vor der verschneiten Tanksäule stehen. Sie hatte eine Axt in der Hand ...

Schweißgebadet erwachte ich.

Um keinen neuerlichen Unfall heraufzubeschwören, wären gemächliche 60 Stundenkilometer vernünftig gewesen. Wir aber rasten mit 120 durch die Nacht. Das letzte Hinweisschild las mir Ronald im Vorbeifahren vor:

»Nowosibirsk - 377 Kilometer«. Eiskalt durchzuckte es uns. Wir hatten uns um über 300 Kilometer verfahren!

Nach einer Stunde ermüdete ich schlagartig, sah in einer Vision einen Baum auf die Straße kippen. Ronald mußte ans Steuer. Nur wie, wenn jeder Tropfen Öl, den wir beim Anhalten verloren, einer zuviel sein konnte?

Wir kamen auf eine verrückte Idee. Ich halbierte die Geschwindigkeit, umklammerte das Steuer und kletterte mit den Füßen auf den Sitz. Ronald stieg vom Beifahrersessel aus über die Gangschaltung. Dann legte er den rechten Fuß aufs Gaspedal und hielt ebenfalls das Lenkrad fest. Ich stand wie ein buckliger Alter auf meinem Sitz, ließ das Steuer los und wagte mich ebenfalls über den Schaltknüppel, während sich Ronald zwischen meinen Armen hindurchzwängte. Eine Bodenwelle ließ uns taumeln und beendete unseren »Zirkusakt«. Adrenalin durchschloß uns. Der Wagen schlingerte, fing sich aber wieder. Ich lehnte mich auf dem Beifahrersitz zurück. Die Müdigkeit war verflogen.

Zwei Stunden später - inzwischen war es hell - erreichten wir den Flughafen von Nowosibirsk. Wir erinnerten uns an die Mitarbeiter der »Lufthansa«-Vertretung und hofften, sie würden uns wie damals mit Rat und Tat zur Seite stehen, als wir ein Hilfspaket aus der Heimat durch den russischen Zoll zu schleusen hatten.

Den großen Platz vor dem Airportgebäude dominierten verrostete Verkaufscontainer, die die Kundschaft mit bunten Auslagen lockten.

Ein Händler mit Bauchladen näherte sich uns und bot uns durch die Windschutzscheibe Musikkassetten und CDs deutscher und amerikanischer Interpreten an. Zweifellos handelte es sich um Imitate, denn sämtliche Cover waren pixelige Schwarz-Weiß-Kopien. Polizisten patroullierten. Scheinbar nicht, um diese Ware zu beschlagnahmen. Sie winkten den Verkäufern mit abgegriffenen Rubelscheinen.

Als wir aus dem Wagen stiegen, drang der Duft von gegrilltem Schweinefleisch in unsere Nasen. Bläuliche Rauchschwaden hüllten die Schaschlikverkäufer hinter ihren Grills ein. Dicke, graue Wolken zogen von Osten heran und verdeckten die Sonne. Sofort sank die Lufttemperatur, kniff es in den Fingerspitzen. Unser Thermometer, das durch unsere Fahrweise neben dem Gaspedal lag, zeigte auf minus zwölf Grad. Für sibirische Verhältnisse fast frühlingshaft.

Nachdem wir Gina gefüttert und wir selbst je zwei Schaschliks verschlungen hatten, gingen wir ins Flughafengebäude. Der stechende Geruch von Bohnerwachs erinnerte uns an die damaligen Tage auf diesem Airport. Die Tür zum Wartesaal stand offen. Wir traten ein, setzten uns erschöpft auf die braunen Kunstlederstühle und klappten nach kurzer Zeit wie durch Chloroform betäubt zur Seite.

4

Spät am Nachmittag erwachten wir und erfrischten uns im WC. Welch Wohltat, nach sechs Tagen zum ersten Mal wieder Wasser auf der Haut zu spüren! Wie einst brannte über den Waschbecken eine milchige Glühlampe.

Wieder sauber, klopfen wir an die Bürotür der »Lufthansa«. Niemand antwortete. Wir rüttelten an der Tür. Sie war abgeschlossen. Daneben ein kleines Schild: »Bis Montag geschlossen«. Solange warten? Da konnten wir schon fast in Irkutsk sein. Wir wollten diese Reise ohne größere Aufenthalte meistern, denn je länger sie dauerte, umso mehr Geld kostete sie. Geld, das wir nicht besaßen. Uns wurde mulmig, und wir hofften, uns nicht verschätzt zu haben.

Wir gingen in einen Nebenraum und fragten die sich dort aufhaltenden russischen Stewardessen, ob sie eine Werkstatt für uns wüßten. Die Frauen saßen auf einer Couch, schauten sich eine Modenschau im Fernsehen an

und nippten Tee aus Schälchen. Zwischen den Schönheiten saß ein junger Mann im Pelzmantel. Seine Haare waren von der Schapka, die er jetzt in den Händen drehte, plattgedrückt. Die Stewardessen in ihren blauen, kurzen Röckchen zuckten nur die Schultern und schenkten ihre Aufmerksamkeit schnell wieder dem Geschehen auf der Mattscheibe. Der Mann aber sprang wie eine gespannte Feder aus dem Sessel.

»Mein Bruder kann euch helfen«, sagte er stolz. »Wenn es sein muß, arbeitet er auch sonntags.« Er reichte uns die Hand und stellte sich als der Zollbeamte Dmitri vor. Er war gut einen Kopf kleiner als wir. Er grübelte kurz, schnipste mit den Fingern und strich sich über die frischrasierte Gesichtshaut.

»Morgen früh um neun treffen wir uns wieder hier«, schlug er vor. Wir stimmten zu. Dann gingen wir zum Auto, um Gina Gassi zu führen.

Es begann zu schneien, und der Schnee dämpfte alle Geräusche. Als es dunkelte, suchten wir, wie vor zwei Jahren, die Flughafenbar auf. Wir erinnerten uns an die bunten Lämpchen über dem Tresen, die braunen Plastikstühle und an die kleine, hektische Barfrau. Inzwischen hatte sie ein paar Fältchen mehr um die Augen, und ihr blondes Haar trug sie kürzer. In dieser uns fast schon vertrauten Bar fehlten nur die fünf Jungs und Mädchen, mit denen wir damals am Fenstertisch Sekt getrunken hatten.

Neben uns saß ein Mann im speckigen Anzug. Er hatte schwere Lider und schien über etwas nachzudenken. Vor ihm stand ein Glas Bier, über dessen Rand er eine Fingerkuppe kreisen ließ. Die einst so vergnügt wirkende Barfrau trocknete, grimmig dreinblickend, Teller und Gläser ab. Die russische Tanzmusik aus den Lautsprechern klang eher trostlos, als daß sie Heiterkeit verströmte. All das, besonders aber dieser Mann, der nun leise vor sich hinfluchte, machte uns trübselig.

Wir bestellten Wodka und mischten ihn mit dem Orangensaft aus Rostock. Bald hob sich unsere Laune, und wir verstanden den Mann neben uns ganz und gar nicht mehr.

Am nächsten Morgen trafen wir, wie abgesprochen, Dmitri im Zimmer der Stewardessen. Der Fernseher war ausgeschaltet, sie lösten Kreuzworträtsel. Dmitri begleitete uns zum Auto.

Er beschaute den schmutzigen, zerbeulten Toyota so, als tue ihm die Karosse leid. Dann lief er über den verschneiten Vorplatz und holte seinen Wagen, ein rotglänzender, gepflegter Lada. Er hielt neben uns, stieg aus und ergriff aus seinem Kofferraum ein fingerdickes Drahtseil. Als die beiden Autos damit verbunden waren, zog er prüfend daran, sagte: »Haltet genügend Abstand« und strich liebevoll über den Kofferraum des Ladas.

Im Schlepptau bogen wir nach etwa zehn Kilometern in einen grauen Hinterhof ein, der von hohen, trostlosen Plattenbauten umgeben war, die offenbar einzig dem Zweck dienten, möglichst vielen Menschen ein Dach über dem Kopf zu geben.

Als wir die Wagen vor einer fensterlosen Baracke stoppten und ausstiegen, sagten wir Dmitri, daß uns die Häuser an DDR-Zeiten erinnern würden.

»Nun, die sind ja zum Glück vorbei«, entgegnete er. »Ich war vor ein paar Monaten in eurer Heimat. Alles ist dort jetzt so farbenfroh, so freundlich.«

»Und so teuer«, sagte Ronald. Dmitri schaute ihn belustigt an.

»Ihr Deutschen habt doch Geld.«

»Na ja, alle nicht«, erwiderte ich und meinte damit auch uns. Wir zogen das Seil aus der Öse. Dmitri sah wegen meiner letzten Worte ungläubig drein.

»Selbst die Faulsten kriegen bei euch Geld vom Staat«, murrte er und steckte die Hände in die Manteltaschen.

Ich dachte ans Sozialamt, an einen kahlen, gelben Flur, an Männer mit verfilztem Haar und bleiche, ungeschminkte Frauen mit kreischenden Kindern auf dem Schoß. Vor der Wende kannte ich dieses Bild nur aus der »Aktuellen Kamera«. Vor drei Jahren war es für mich Realität. Es war die Zeit nach der DDR, die Zeit, als die Menschen plötzlich anders sein wollten, die Zeit, als ich anders sein wollte ... Ich stand kurz vor dem Abitur und hatte mich entschlossen, meine Maurerlehre, die parallel zur Schulausbildung verlief hinzuschmeißen. Die Hochschulreife, war ich mir sicher, reiche mir. Es gab nun so viele Möglichkeiten, so viele Wege. Nicht mehr nur einen. Außerdem hatte ich Geld, das mir mein verstorbener Vater hinterlassen hatte. Ebenso war es die Zeit, in der es auf einmal alles zu kaufen gab, wovon ich als Kind geträumt hatte. Ich erinnerte mich, wie Vater und ich an der Autobahn in den Abfallcontainern nach Limonadendosen aus dem Westen gekramt und wir damit die Küche dekoriert hatten. Auf einmal konnte ich statt im Abfall in den Regalen der Supermärkte stöbern. Ich dachte daran, wie gern sich Vater ein schickes Auto gekauft hätte. »So einen roten, schnittigen Flitzer«, wie er immer gesagt hatte. Er hatte einen alten, kantigen Moskwitsch besessen und mehr gegen den Rost gekämpft, als daß er den Wagen gefahren hatte.

Als Vater gestorben war, erfüllte ich mir seinen Traum - und mußte bald einsehen, daß mir die Balance zwischen eben diesem Traum und der Realität des Bankkontos fehlte. Ich verschob mein Studium, fand hin und wieder einen Aushilfsjob, als »Putzfrau« oder als Hilfsarbeiter auf dem Bau. Ich fühlte mich wie ein Knecht, kündigte mal hier, mal dort. Schließlich landete ich auf dem Sozialamt, mußte mir Geld für Miete und Lebensmittel erbetteln, stand in einer Reihe mit den Säufern, Kiffern und Stinkern und dachte bald anders über diese Menschen. Anstelle meiner Autoschlüssel hielt ich einen Papierschnipsel mit einer schwarzen Nummer in der Hand und wartete, »abgefertigt« zu werden. Draußen

schneite es. Im Büro der für mich zuständigen Sozialberaterin war die Heizung voll aufgedreht. Ich fror dennoch. Es roch nach altem Papier.

»Sie haben keinen Beruf?« Die hagere Dame mit dem schwarzen Rollkragenpullover musterte mich über ihren breiten Schreibtisch hinweg wie eine Schuldirektorin, so, als dachte sie: »Wieder ein Schmarotzer mehr«. Dann schaute sie in ihren Hefter und schob mir einen Scheck zu. Geradeso, als wäre ich ein Hund, der sein Fressen bekam.

»Teilen Sie sich das Geld gut ein«, sagte sie mit Nachdruck. »Ein Monat ist lang.« Ich unterschrieb auf einer langen Namensliste.

Als ich den Raum wieder verließ, blickte ich in glasige Augen und verzweifelte Gesichter. Einer der Männer hielt eine Büchse Bier in der zitternden Hand und prostete mir zu. Eine Mutter in bekleckelter Trainingshose stillte ihr Kind. Angst beschlich mich, da nicht mehr rauszukommen ...

»Das ist Sergej, mein Bruder«, hörte ich plötzlich Dmitris Stimme. Wir schüttelten dem blonden, breitschultrigen Mann die Hand. Sie war derb und umschloß meine wie eine Schraubzwinge.

»Rein mit dem Auto«, sagte Sergej und zeigte auf die Werkstatt. Der aufgekommene Wind fuhr durch sein kurzes Haar.

»Deutschmark ist kein Problem«, fügte er hinzu und grinste teuflisch. Breitbeinig stand er im Schnee und beäugte uns finster, als wollte er sofort einen Vorschuß.

»Wieviel?« fragte ich unsicher, da unser Budget keine Reparaturen vorsah.

»Später, später«, sagte er kurz angebunden. Wir schoben den Toyota in die Werkstatt. Gina bellte, sprang wild auf ihrem Sitz umher, störte sich an den zwei fremden Männern. Vor Wochen noch hatte sie Pferde vor Dieben bewacht. Nun schützte sie ihr Junges und – so hofften wir – auch uns.

In der Baracke roch es nach verbranntem Kunststoff. Fahl fiel das Tageslicht durchs geöffnete Tor. Als der

Breitschultrige es von innen schloß, beschlich uns ein ungutes Gefühl. Wir waren mitten in einer russischen Großstadt. Laut Statistik eine wahre Mörderhochburg. Nur Moskau ist gefährlicher.

Über uns hingen zwei eingeschaltete Glühlampen an langen Stromkabeln von der Decke. Der Fußboden war ölverschmiert. In einer dunklen Ecke stand die Karosserie eines Moskwitsch sowie die eines Mercedes, notdürftig mit Bettlaken verdeckt.

Zwei junge Burschen, um die sechzehn Jahre alt, lungerten auf einem Turm aus Reifen. Als wir das Auto auf die Hebebühne geschoben hatten, drückten die Jungs ihre Zigaretten aus. Stille breitete sich aus, auch Gina war verstummt. Nur ein Generator summte leise.

»Was macht ihr hier in Rußland?« zerschnitt Dmitri diese Ruhe. Er stand im Schein des gelblichen Deckenlichts. Sein Bruder tat beschäftigt, pulte an seinen Fingernägeln.

»Wir machen eine gute Sache«, schoß es aus uns heraus. »Für ein krankes Kind.« Die Brüder schauten uns regungslos an. Wir fürchteten, die Werkhalle nicht mehr lebend zu verlassen, versuchten, Mitleid zu erheischen, erzählten von Anitas Lachen und dem Schlauch in ihrem Bauch. Die Zunge des Breitschultrigen bewegte sich hinter den Lippen, glitt über die Schneidezähne. Sein Bruder nahm die verschränkten Arme von der Brust und hielt sie wie zur Umarmung von sich gestreckt. Die beiden Halbstarken kümmerte das nicht. Sie sortierten Schrauben, wie es ihnen der Breitschultrige aufgetragen hatte.

»Ihr verdient Anerkennung«, ließ Dmitri sich hören. Sergej nickte erhaben. Wir erröteten, uns war nicht wohl in der Heldenrolle. Doch aus Angst schien sie uns wie ein Freibrief.

»Dawai«, rief der Breitschultrige und winkte die Halbwüchsigen heran. Sofort machten sie sich mit Schweißgerät und Lampe an die Reparatur der Ölwanne.

»Seid meine Gäste«, bat uns Dmitri. Sein Bruder öffnete das Tor. Wir schritten hindurch wie aus der Haft. Zu viert

stiegen wir in den Lada und brausten ab. Gina blieb, sozusagen als Aufpasserin, im Toyota. Während wir über breite, matschige Straßen rumpelten, fiel uns die defekte Tachoanzeige auf.

»Hab den Wagen aus Estland«, sagte der Zollbeamte. »Kann man nichts machen.« Er klopfte gegen die Tachoscheibe. Doch der Zeiger blieb auf der Null.

»Woher weißt du denn, wie schnell du fährst?« fragte Ronald.

»Ich höre den Motor«, erwiderte Dmitri und schaltete einen Gang höher.

Vom Mietshaus, das der Zöllner bewohnte, bröckelte Putz. Im Hausflur roch es verkohlt. Dmitri klingelte zweimal lang und dreimal kurz. Die grüne Sperrholztür öffnete sich, und im Rahmen stand eine schlanke Frau im hellen Hosenanzug. Dmitri stellte sie uns als seine Gattin Valentina vor. Sie trat zur Seite, machte einen Knicks und bat uns hinein, zeigte aber gleich konsequent auf unsere Schuhe, was gut so war, denn die Teppiche in der Wohnung leuchteten schneeweiß. An den ebenso weißen Wänden hingen gerahmte Landschaftsmalereien und ein signiertes Poster von Modern Talking. Durch die Stube zog verführerisch der Duft von Bratwurst und Sauerkraut. Unsere Mägen begannen auf einmal ähnlich zu knurren wie jener Collie, der uns aus dem Wohnzimmer entgegengesprungen kam. Er beschnüffelte uns ausgiebig, witterte offenbar Ginas Geruch an unserer Kleidung. Sergej nieste.

»Raus mit dem Tier!« stöhnte er, die Augen zombirot, und fluchte irgendwas von einer Allergie. Wir schmunzelten. Der, den wir für einen Banditen gehalten hatten, schneuzte in ein Blümchentaschentuch.

Man winkte uns ins Wohnzimmer, das ein Aquarium mit bunten Fischen, eine schwarze Ledercouch, ein Tisch mit gedrechselten Füßen samt den dazu passenden Polsterstühlen und ein nostalgischer Globus dominierten. Auch der Hifi-Turm und die in die Zimmerdecke